

Werk

Titel: Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

Jahr: 1896

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN312429568

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

LOG Id: LOG_0124

LOG Titel: IV. Uebersiedlung nach Berlin

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN312429398

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



IV.

Uebersiedlung nach Berlin.

Juni 1815 bis Ende 1816.

Eine Kutsche, in der ich mit meinen Schätzen eingeschlossen bin, wendet sich in den Hof hinein. Ich erblicke auf dem Perron ein Gewühl sehr bekannter, lieber Gestalten. Man hebt uns aus dem Wagen. Ich liege in meiner Mutter Armen! Luise, die Treue, empfängt mich in den ihrigen! Der liebe Hausherr führt mich an das rothe Bett, wo die segnenden Hände der Engelsdulderin sich mir entgegenstrecken. Als ich sie vor vier Jahren verließ, hatte ich kaum hoffen dürfen, daß mir noch einmal das Glück eines Wiedersehens zutheil werden würde. Jetzt fand ich die Theure wenig verändert, dieselbe Fülle der Liebe und des Geistes in dem sehr siechen, aber doch die Seele nicht hemmenden Körper! Alles Andere im lieben herrlichen Emtendorf sprach mich auf wohlbekannte traute Weise an. Meine geliebte Mutter schien wohl und, unabhängig von ihrer Wiedervereinigung mit uns, heiter. Ach, damals trübte keine Ahnung von den Leiden, die ihr so nahe bevorstanden, meine Freude an ihrem frischen und schönen Ansehen. Außer den lieben Altenhöfern allen war auch Karoline Hegewisch, geborene v. Rinstow, zu meinem Empfang nach Emtendorf gekommen. Diese gastlichen Räume standen ja stets offen für Alle nah und fern, die einen Anspruch auf die Freundschaft ihrer Bewohner zu machen hatten. Und jetzt vollends, wo die Rückkehr eines ehemaligen Kindes dieses Hauses

gefeiert werden sollte, wurden Alle willkommen geheißen, die dem Herzen der Heimkehrenden theuer waren! Daß Karoline demselben seit dem Jahre 1809 nahe stand, das wissen die Leser dieser Blätter. Sie war nun verheirathet mit dem Manne wahrlich nicht unserer, aber ihrer Wahl, mit Hegewisch, dem Arzt und Professor in Kiel, der tüchtig in seinem Beruf zwar, aber ein liberaler Eiferer und entschiedener Herzensstürmer und, sollte man's denken, trotz seiner Höflichkeit, allen Weibern gefährlich war. Am gefährlichsten war er Karolinen geworden; denn ihre Ruhe ist an ihm gescheitert. Eben weil sie mit so zärtlicher Liebe an ihm hing, war und blieb ihr Leben stürmisch bewegt. Jede Begegnung war stets beglückend für uns Beide. So wie ich, so liebten meine Mutter, Luise und die herrliche Tante Zulchen sie; wir Alle bildeten in den Tagen jenes schönen Vereins ein Herz und eine Seele.

Der ganze Juli verflog mir nur zu schnell in dem heimischen Emkendorf, wo für Leib und Seele gleich vortrefflich gesorgt ward. Angegriffen von den Ermüdungen des Winters war ich dort angekommen, erholte mich aber wunderbar schnell. Für meine Kinder, für Seraphine erwartete ich dasselbe; aber meine Hoffnung ward getäuscht. Seraphinens Uebel sprach sich sehr bald als ein entschiedenes Brustübel aus; sie bedurfte einer gänzlichen Ruhe, und ich mußte mich freuen, als man sie von der Seeburg aus einlud, sich dort von ihrer Freundin Philippine Dupont hegen und pflegen zu lassen. Aber nicht nur von meiner Seraphine mußte ich mich trennen um ihres Besten willen; auch meine Thora bedurfte einer steten Aufsicht des Arztes, die ihr jetzt in Emkendorf, künftig in Dreylützow nicht zu verschaffen war. Das gänzliche Stillstehen ihrer physischen Entwicklung hatte mich in den drei Wiener Jahren sehr bekümmert, ohne daß mich des berühmten Kinderarztes Goelis tröstender Zuspruch zu beruhigen vermochte. Hegewisch stimmte mit mir in der Ansicht überein, daß nothwendig etwas geschehen mußte, und verordnete ihr warme Seebäder, zu denen sich in Kiel die schönste Gelegenheit fand; denn die in Liebe nie fehlende Freundin und Cousine Charlotte Rangau öffnete auch diesem Mitgliede unserer kleinen Karawane Herz und Haus. Dort etablirte ich also in den ersten Tagen des Juli meine Aelteste. Es war dies die erste Trennung von einem meiner Kinder und mir daher nicht leicht. Doch sah ich sie in jeder Beziehung so wohl geborgen, daß ich sie getrostest Herzens entließ.

Bald nachher, am 7. August, trieben die Sehnsucht nach ihr und die bald erwartete Ankunft meiner Freundin Gall mich wieder nach Kiel. Ach, dort traf uns die Entscheidung, daß unsere liebe treue Seraphine bald abreisen müsse. Diese in Kiel zugebrachte Woche enthielt der Freuden und Schmerzen fast zu viel für mich, und zugleich war dort wie immer ein Sammelplatz so vieler lieber Menschen, die ich gerne sah, daß mir der Kopf fast schwindelte und das Herz nicht wußte, wo es Ruhe finden sollte.

Hier ein Brief vom 10., am Freitag Morgen in der Flehmischen Straße datirt, aus den Zimmern, die ich in meiner Jugend mit meiner Mutter bewohnt hatte: „Guten Morgen, mein Herzensmütterchen, wie hast Du geschlafen, wie Klara-Herz, wie Alfred? Wenn doch eine Stimme aus der Ferne mir diese Fragen beantwortete! Wie würde es mich freuen, wenn heute eine Gelegenheit von hier nach Emkendorf wäre. Es wird mir schwer, so lange zu sein, ohne Deine lieben Hände zu küssen. Graulich ist mir in diesem großen, öden Hause nicht einen Moment gewesen; allein ich habe die ehemaligen Bewohner desselben vermißt. Diese Nacht schlief süß Thorilchen in Deinem Bett, und jetzt schwagt sie auch neben mir. Mir steht die traurige Aufgabe bevor, an Jochen zu schreiben, um ihm die trübe Mär von Seraphinens naher Abreise zu verkünden. Die Nachricht, daß eine vortreffliche Gelegenheit in Hamburg ihrer harrete, war gestern Vormittag per Estafette an Lottchen Rankau gekommen. Mich hatte die Nachricht von Serhardinens nächtlicher Ankunft geweckt. Noch mitten im Rausch der Freude des Wiedersehens hatte ich Dir geschrieben; dann kehrte Hegewisch nach Hause zurück und verkündete mir ganz trocken, Seraphine reise morgen oder übermorgen. Welch ein Schlag, der, lange vorhergesehen, doch nicht weniger zertrümmernnd in mein Herz, in mein Leben einfiel. Der übrige Tag war ein Quodlibet von Durcheinanderlaufen, Weinen, Plänemachen. Je n'y résistais plus. Endlich ist entschieden, daß Seraphine von Hans und Dupont begleitet nach Hamburg reist. Ach mein Gott, wie bin ich betrübt über Seraphine.“

Sonnabend Morgen, den 11. August.

„Warum bist Du nicht hier, mein Mütterchen, daß ich mich an Deinem Herzen ausweinen könnte! Das schwere Opfer ist gebracht;

ich habe mich von ihr losgerissen, um sie nie wieder zu sehen! Diese Nacht schrieb ich ihr einen langen Abschiedsbrief, wobei mir die französischen Worte ebenso geläufig aus der Feder, als die Thränen aus den Augen flossen. Sie hatte gewünscht, mich noch heute Morgen zu sehen; aber ich wollte ihr diese Erschütterung ersparen. Sie hat ohnedies die ganze Nacht nicht geschlafen. Wäre es mir nur möglich, mich für sie zu beruhigen; dann würde ich mich leichter fassen können, jetzt fühle ich mich vernichtet. Ich suche keinen Trost; ich wiederhole mir beständig, was sie mir war, ich male mir meine künftige Verwaistheit, die meiner Kinder vor und suche nur Ruhe bei dem väterlichen Regierer aller Schicksale."

Donnerstag, den 17. August, traten Gerhardine und ich eine kleine Reise an, deren Erheiterung nicht an mir verloren ging. Die Fahrt an der Seite der Freundin durch die schönsten Gegenden von Holstein war entzückend, und der freundlichste Empfang harrte unser überall. In Rastorff freilich ließen wir es uns einfallen, uns zu langweilen. In Plön dagegen war zwischen uns, Josephine und Magnus, die Unterhaltung desto lebendiger und munterer, wengleich der Ton der Beiden miteinander uns nicht immer gefiel. Eheleute sollten sich vor Anderen, schon aus christlicher Nächstenliebe, weder necken noch streiten, weil es sich gar zu unangenehm anhört.

Auf der Hälfte des Weges zwischen Plön und Glasau holte uns Eugen Reventlow ein; der Eifer, mit dem er damals den galanten Ritter vorstellen wollte, machte ihn redselig und kleidete den jungen Menschen, der eben vom Knaben- in das Jünglingsalter übertrat, recht gut. In Glasau gingen wir des Abends und noch anderen Morgens trotz des fallenden Regens spazieren. Luise ist eine eifrige Spaziergängerin, und diesmal lag es ihr ob, uns mit dem mir bisher fremden Glasau bekannt zu machen. Als ich zur Ruhe ging in einem hohen zweischläfrigen Himmelbett, mit Gerhardine zusammen, da befahl ich unsere Seelen Gott auf Leben und Tod. Letzterer schien mir viel näher als sein freundlicher Gevatter, der Schlaf, weil das Haus, welches die lieben Altenhöfer damals noch so verwegen waren zu bewohnen, jeden Augenblick einzustürzen drohte. Das Heulen des Sturmes erklang mir wie Grabesgeläute, welches mich indessen bald einschläferte und dann auch nicht weiter störte.

Im lieben, schönen Cutin, wo uns wieder eine freundliche Sonne schien, wurden wir auf dem Schlosse durch den Oberstallmeister v. Gall, Gerhardenens Bruder und Leonorens Vater, bewirtheet und von da aus im Fluge in einer herzoglichen Equipage nach Eismar gefahren. Hier bedurfte es aber der ganzen Freundlichkeit von Bülow's Empfang, um den düsteren Eindruck zu überwinden, den der Anblick des großen klosterähnlichen Gebäudes zuerst auf mich machte. In meinen großen und stattlich eingerichteten, aber an die Kirche anstoßenden Zimmern überwand ich gar nicht ganz das unheimliche Grauen, das mich freilich in meiner Susanne freundlicher Nähe, in den komfortablen Zimmern, die sie bewohnte, ganz verließ. Hier erlebte ich fünf unvergeßliche Tage.

Gerhardine war mir voraus nach Cutin zurückgegangen, um dort einige Tage mit ihrem Bruder zuzubringen; mich brachte Bülow ihr nach. Diese heitere, schöne Fahrt hat sich meinem Gedächtniß eingeprägt, doch lebhafter noch der Moment, wo die Pferde anzogen und ich den letzten Scheideblick und Gruß von meiner oben hinter den Scheiben stehenden Susanne Bülow auffing. Die Trennung war es nicht; denn ich wußte, ich würde sie in einigen Wochen in unserem Theil von Holstein wiedersehen; war es eine Ahnung, die mir wie ein Schwert durch die Seele fuhr, von dem, was sie in jenen Räumen noch zu erdulden haben würde? Ich weiß es nicht.

In der für mich seit meiner Seraphine Abreise verödeten Seeburg fand ich meine Thora so wohl und so heiter, daß es mich unendlich beglückte. Die warmen Bäder und eine Milchkur, der Hegewisch sie unterworfen hatte, wirkten sichtlich wohlthwend. Dabei fühlte sie sich so unendlich glücklich unter jenem gastlichen Dach, von der Mutter und den Töchtern Rantzau so liebevoll gehegt und gepflegt und durch die Spiele mit ihren Freunden Kuno und Otto so sehr ermuntert.

Joachim meldete mir, daß Sophie Hobe sich nun endlich entschlossen habe, die Reise nach Holstein mit Mariannen anzutreten. Ich eilte nach Emkendorf zurück, um dieses theure Kind aus ihren Händen in Empfang zu nehmen. Unsere gegenseitige Freude, uns wieder zu besitzen, war grenzenlos, und das liebe Kind schloß sich mir mit einer rührenden Innigkeit an; wir genossen das Beisammensein, mit jedem Augenblicke geizend, als stehe uns wieder eine Trennung bevor, die uns aber Gottlob der liebe himmlische Vater in vielen, vielen Jahren nicht

wieder auferlegte. Wir machten Alle zusammen einen Besuch in dem benachbarten Altenhof; denn Mariannens Gesundheit war so gekräftigt, daß ihr kleine Ortsveränderungen nicht schaden. Sie sah trotz eines kurz vorher erst überwundenen kalten Fiebers sehr blühend aus und genoß in kindlicher Fröhlichkeit den Umgang der Schwestern und Cousinen. In Altenhof erhöhte die Gesellschaft der munteren Mile die Glückseligkeit der kleinen Schaar. Auch die Bettern theilten zuweilen ihre Spiele, wenn sie auch noch lieber an unseren Gesprächen horchend Antheil nahmen. Theodor (geboren 1800) flatterte von einer Gruppe zur anderen, war überall willkommen und fand Interesse an Allem. Auf den Promenaden, die im schönen Altenhof kaum ein Ende zu nehmen pflegen, sah man ihn meistens rückwärts vor uns hergehen, um kein Wort von den Unterhaltungen zu verlieren, denen er lauschen durfte. Als nun der Tag unserer Rückkehr nach Emkendorf angesetzt und die uns abholenden Kutschen und Pferde angekommen waren, legte sich der kleine Mensch aufs Bitten, und da dieses Flehen von seinen Brüdern, von den Eltern unterstützt ward, und wir dennoch Anstalt zur Abfahrt trafen, da gingen seine Vorstellungen in ein so stürmisches Drängen über, daß ihm nicht zu widerstehen war, und meine Mutter mußte den Brief aufsetzen, der unser Ausbleiben in Emkendorf entschuldigen sollte. Wir blieben noch einige Tage und schieden dann mit dem Versprechen, zur Geburtstagsfeier der lieben Hausfrau wieder zurückzukehren. Diese versammelte denn auch außer uns noch viele liebe Verwandte. Magnus und Josephine kamen hin, und auch unsere Karoline Hegewisch durfte nicht fehlen. Auf einem munteren Ball am 7. Oktober tanzte ich mit einer Fröhlichkeit, die, weil sie von Allen getheilt ward, viel größer und freier war als die auf dem muntersten der Kongreßbälle.

Unsere Thora war jetzt auch wieder mit uns vereint. Meine kühnsten Wünsche sah ich durch den Erfolg ihrer Kur erfüllt. Alfred hatte sich nach seiner Art während dieses Aufenthaltes in Holstein recht wohl befunden. Das schöne, blasse, ernste und artige Kind erweckte allgemeines Interesse. Wurden wir doch Alle und von Allen auf Händen getragen. Dennoch war es endlich Zeit, uns loszureißen, um nach Dreylütow überzufiedeln. Dieser schwere Moment kam am 15. Oktober. Ich finde, vom 22. Oktober aus Rastorff datirt, ein Biletchen von meiner Mutter, welches ich Jochen, der nach seiner Rückkehr von Kopenhagen

uns bis dahin ein angenehmer Begleiter gewesen war, mit zurück nach Emkendorf gab. Diesmal ward mir recht wohl in Rastorf. Nach meiner Ankunft in Dreylügow schrieb ich den folgenden Brief an meine Mutter, vom 26. Oktober datirt:

„Mit überaus wohlthuendem Gefühl von Dankbarkeit, Liebe und Mührung ziehe ich eben die erste der schön geschnittenen Federn aus dem reichen Vorrath heraus, den mir Neventlow mit so unaussprechlicher Güte mitgegeben und alle selbst für mich geschnitten hatte. Ich fühle mich, mehr wie ich es sagen kann, durch die Freundschaft und die unverdiente Liebe, von der man mir im lieben Holstein so viele Beweise gegeben hat, innig beglückt und nehme sie als den schönsten Segen Gottes, als die kräftigste Aufmunterung zum Guten an!

Obgleich tief betrübt durch die Trennung von Dir und den lieben Holsteinern, fühle ich mich doch im Herzen glücklich; denn Dich, meine beste Mutter, habe ich die Hoffnung, bald wiederzusehen. Die herrlichen in Holstein verlebten Monate stehen wie ein hellleuchtender Punkt da, an dessen Widerschein ich mich noch lange laben und erquicken werde, und hier empfang mich die Nachricht, die heiß ersohnte, von meines Mannes baldiger Rückkehr. Jeder Blick auf meine blühenden Kinder vergrößert diese Freude. Daneben genieße ich so recht con amore und zwar auch in der Seele der Kinder die bequeme Häuslichkeit, die man uns hier bereitet hat: die geräumigen wohnlichen Zimmer, die Menge der Schränke aller Art, die vielen netten Dienstmädchen, die schönen Braten, die gute Milch, die Ruhe, die freundlichen lieben Verwandten da unten. Ich kann meinen lieben Kindern hier Alles so gut geben, Alles auch wegen der vielen Mägde so schön in Ordnung halten; solch eine behagliche Existenz ist doch viel werth, das glaube mir, meine liebe Mutter. Indem ich dieses schreibe, kriecht mir zu meinem größten Unbehagen ein Ohrwurm über die Hand, Du wirst sagen, zur Strafe für so kraß irdische Worte; doch nein, wahrlich mein Geist wird nicht kleben bleiben an diesen Braten, Zimmern, Milch und Mägden; indes genieße ich dergleichen auch dankbarlich und erlaube mir nicht, mit dieser wenn auch behaglichen, so doch immer noch minder schönen, minder genußreichen Gegenwart unzufrieden zu sein, weil ich eine Zeit lang mit Euch im Olymp von Nektar und Ambrosia gelebt habe.

Die theuren Geschwister haben mich mit alter Liebe empfangen, und es wird mir wohl mit ihnen. Unsere holde Nandine finde ich wenig verändert; über solche Seelenanmuth und Lieblichkeit vermögen die Jahre nichts. Adalgundens vortheilhafte Entwicklung erfreut mich; aber Agnes' Häßlichkeit übertrifft jede Erlaubniß. Clotilde ist höchst anziehend, Theklas lustige Gutmüthigkeit gefällt mir, von Albrecht aber bin ich entzückt, und wir verziehen uns weidlich miteinander; er ist ein gar schöner, lebendiger und zugleich so artiger Knabe. In Küche und Keller war ich noch gar nicht, weil ich den Zug meiner starken Erkältung wegen scheute."

Die ferneren Briefe rühmen aufs Neue unser angenehmes Leben in Dreylügow, erzählen auch von den gegenseitigen Besuchen und Einladungen. Auch von Nandinens Geburtstagsfeier ist die Rede. Eine kurze Abwesenheit dieser Lieben, die in Schwerin Einkäufe besorgten, war mir sehr zu statten gekommen, um meine kleinen Vorbereitungen ungestört treffen zu können. Da der 19. November heuer auf einen Sonntag fiel, war die unten wohnende Familie zu einem Chokoladenfrühstück nach der Kirche eingeladen. Beim Hereintreten empfingen die Knaben ihre Mutter mit Blumenkränzen, und vor sich erblickte sie mehrere Gruppen von Wachsfiguren, die ihr Geschenke darreichten, es waren die neun von mir en attitude gestellten Mädchen, die sich, mit fliegenden Locken und Epheu umkränzt, knieend, stehend, einige halb liegend, sehr gut ausnahmen!

Die heitere Stimmung, in der meine ersten Briefe aus Dreylügow geschrieben sind, wick schon der immer getäuschten Hoffnung auf meines Mannes baldige Rückkehr und dem nicht endenden Kränkeln der lieben Kinder. Sophie wurde von nervös-rheumatischen Schmerzen gequält; Klara litt an bösem, sehr häufig wiederkehrendem Kopfweh; Thoras mir von der Seeburg zurückgebrachte Frische, Gesundheit und Kraft nahmen auch wieder ab. Mariannens liebes Gesicht bedeckte sich mit einem graufigen Ausschlag, der eine Entladung der skrophulösen Schärfen zu sein schien. Alfred zahnte, und Henriette bekam im Dezember mit mehreren der Kinder aus der unteren Etage die Gelbsucht! Dreylügow machte mir diesmal wieder, wie schon so oft früher, den Eindruck eines ungesunden Ortes; denn nicht nur meine, auch Nandinens Kinder kränkelten bis in das Frühjahr hinein. Unterdeß fand ich immer

zwischendurch freie Momente, um die in Kopenhagen begonnene Arbeit einer Bibelerklärung für meine Kinder wieder aufzunehmen. Ich fand sogar den Muth, Schwager Joachim um eine Korrektur derselben zu ersuchen; wie groß war aber meine Beschämung, als er sie mir nicht nur korrigirt, sondern von seiner Hand abgeschrieben zurückgab. Der Gute war schon mit der Hoffnung, mit seinem Lieblingsbruder Christian zusammenzutreffen, nach Dreylützow gekommen.

Von meinem armen Vater kamen wenig Briefe an, und von meiner Mutter waren die Nachrichten auch betrübend; denn ihre Gesundheit befand sich in einer bösen Krise, welche sehr übel auf ihre Stimmung wirkte. Aus allen diesen trüben Eindrücken riß mich die Verheißung von meines Mannes naher Ankunft heraus. Aus der Schweiz, wohin er um unserer Seraphine willen reiste, die er sehr schwach, aber wie einen Engel ergeben fand, theilte er mir seine fernere Route mit, auf der ich ihn im Geiste begleitete.

Von der Wetterau aus nahm er seinen Weg über Westfalen, um den Onkel Friedrich Leopold Stolberg in Latenhausen aufzusuchen. Er fand den alten Ohm noch jung an Geist und Herz. Die Jahre, welche an ihm vorübergeglitten waren, seit sie sich (im Jahre 1807) zuletzt gesehen hatten, hatten nur freundliche Spuren der Wilde und einer Reise zurückgelassen, die den Greis vor Gott und Menschen noch unendlich viel liebenswürdiger machten als früher, wo das Feuer seines Genius oft wahrhaft verzehrend brannte. Mein Mann erlebte in diesem großen gesegneten Familienkreise das heilige Christfest (noch besitze ich einen kleinen silbernen Handleuchter, den er dort für sich aufgebaut fand), und dann riß er sich los, früher als ich es glaubte, um die harrenden Seinen zu überraschen.

1816. Auszug aus einem Briefchen von Marianne an ihre Tante Dernath:

„Dreylützow, den 2. Januar 1816.

Am letzten Tage des alten Jahres hatten wir eine große Freude. Tante meldete uns Onkels Ankunft auf den nächsten Tag an! aber siehe da, er überraschte uns noch am selben Abende. Thora und Alara schliefen schon; aber wie groß war ihr freudiges Erstaunen, als sie am nächsten Morgen früh Onkel im Schlafrock bei Tante fanden. Thora

stürzte gleich mit dem Ausruf: »O Papa!« in seine Arme, und Klara war auch sehr freundlich, aber etwas blöde. Jetzt will Thora gar nicht von ihrem herzlieben Papa lassen, ist immer bei ihm, auch sogar wenn er sich rasirt.“

Sophie schreibt:

„Mir scheint, der liebe Onkel wird stärker und gesünder, als er es in Wien war, und ich denke, daß Du, liebe Tante Vottchen, Dich darüber sehr erfreuen wirst. Wir aßen gestern Alle unten bei Onkel Fritz und Tante Nandine (NB. pflegten wir uns wohl gegenseitig zu Gaste zu laden). Die Großen saßen eigentlich am Kagentische, weil der unserige ja viel größer und zahlreicher besetzt war. Das wird heute auch hier oben geschehen; damit enden aber alle der hohen Hoheit (d. h. dem Onkel) zu Ehren gegebenen Festivitäten! Gestern Abend zog Onkel mir schon einen Zahn aus.“

Nachschrift von mir:

„Die arme liebe Hoheit kam hier ganz demüthig und bescheiden zu Fuße an: er hatte nämlich, um noch das alte Jahr mit mir zu beschließen, Schwierigkeiten aller Art zu besiegen gehabt, hatte auf jeder Station einen Wagen, oder Leute, oder Gepäck, und zuletzt noch vor dem Hofe seinen kleinen Courierwagen zurücklassen müssen. Unerschöpflich ist er mit Erzählen und gar so unterhaltend! er hat ja auch alle Welt gesehen und ist wie berauscht, schwagt ohne Ende, fühlt sich aber doch vor Allem beglückt, endlich in den Hafen der Ruhe und des Friedens eingelaufen zu sein. Hat doch der Pastor gestern auf der Kanzel unter Anderem auch für die Fortdauer der brüderlichen Eintracht gebetet, die zwischen den hier vereinigten Geschwistern herrsche! Es war in der That eine herrliche Kirchenfeier, die dieses gesegneten Neujahrsmorgens. In dankbar seligen Gefühlen der endlichen Wiedervereinigung saßen wir in dem lieben, uns durch Erinnerungen so mancher Art geheiligten Kirchlein nebeneinander! Die Gemeinde schien mit uns dem Herrn ihr Dankopfer darzubringen, und auch die Sonne in ihrem hellsten Glanze mitzufeiern. Heute ward mein Glück indeß momentan gestört; denn beim Spazierengehen erschreckte mich ein böser Anfall von Brustkrampf

bei meinem lieben Mann, nachdem ich mich gerade über die Wahrnehmung gefreut hatte, daß er rascher und mehr gehe, als ich es in den letzten Monaten gewohnt war.“

Einen Monat der Ruhe bei und mit mir gönnte sich der theuere Mann; dann eilte er nach Holstein, um dort seine Mutter und seine Geschwister zu sehen und von da aus meine Mutter nach Dreylütgow zu geleiten. Gar zu schnell verstrichen uns diese Tage und Wochen in größter Stille und Behaglichkeit.

Am 14. Januar mußte Bruder Joachim von uns scheiden. Uns ward die Trennung schwer; aber er erlag ihr beinahe. Der Kampf in ihm, ehe er sich zu dieser Losreißung entschloß, war wirklich aufreibend für ihn und uns.

Der 27. Januar, mein Geburtstag, traf diesmal auf einen Sonntag. Nach dem Gottesdienste war ich zur Chokolade in die untere Etage eingeladen, wo mich Nandine mit einem gar possirlichen kleinen Aufzug überraschte: Ein beladener Frachtwagen, mit ledernen Pferden bespannt und begleitet von acht Fuhrleuten im Kärnerkostüm, brachte mir die Geschenke, die ich mir freilich erst aus hunderttausend Verpackungen und Umhüllungen mühsam heraussuchen mußte. In den acht blauen Kitteln steckten unsere sieben Mägdelein und Albrecht, während der arme Hermann krank hinter einem großen Schirm in seinem dahin verpflanzten Bette lag.

Während wir nach meines Mannes am 1. Februar erfolgter Abreise beständig kranke Kinder zu pflegen und für sie zu sorgen hatten, ward sein Wiedersehen mit den lieben Seinigen in Holstein auch durch der armen Charlotte Clausewitz plötzlich erfolgten Tod sehr getrübt.

Meine Mutter war auf wenige Tage mit ihr nach Kiel gezogen, um meinen Mann dort schon zu empfangen, als sie krank ward und, ehe man es ahnte, ja während die Freunde sich noch munter in der Nähe ihres Krankenbettes unterhielten, verschied.

Besonders lebhaft ergriffen durch diesen Verlust war Julie Reventlow, unter deren schützendem Dache, von deren sorgender Liebe geleitet, Charlotte so lange gelebt hatte.

Daher machte sich auch die durch ihren Tod hinterlassene Lücke noch eumal recht fühlbar bei der Feier dieses 16. Februar 1816

Julias Geburtstage. Seit langer Zeit schon war der Gedanke an die Feier dieses Tages mit den bängsten Besorgnissen gepaart. Doch hatte Gott auf wahrhaft wunderbare Weise das theuere, weit und breit so segensreich wirkende Leben bis hierher erhalten.

Aber dieser Geburtstag sollte nun wirklich der letzte sein, an dem die Ahrigen sich noch in Liebe und mit heißen Wünschen an sie drängten und in dem Sonnenschein ihrer Liebe glücklich sein konnten. Diese Liebe siegte auch bei ihr über die Schmerzen und ununterbrochenen Leiden ihres Körpers.

Um dieser Liebe willen ertrug sie gern und wahrhaft freudig ein Leben unausgesetzter Pein. Sie war im Umgang so lebendig und geistreich, wie selten ganz Gesunde es sind, und ich glaube, sie selbst vergaß oft über den hohen Interessen, die ihr Inneres bewegten und sich in so beredten Mittheilungen ergossen, ihr eigenes Siechthum.

Ein freundliches Schicksal hatte meinen Mann von weiter Ferne zu dieser letzten schönen Feier nach Emkendorf geführt. Er weilte dort indeß nur einen Tag, weil es ihn mächtig nach Dreylütow zog und er sich nach der Ruhe unter dem eigenen Dach zurücksehnte. Er führte mir meine Mutter zu. Wir verlebten nun drei Monate in ungestörter Ruhe und Heiterkeit, könnte ich sagen, wenn nicht immer steigende Besorgniß um Seraphine und dann die Nachricht von ihrem Tode uns unbeschreiblich betrübt und ergriffen hätten. Das Ende ihrer Tage war, wie ihr ganzes Leben, sanft, fromm und gottergeben gewesen.

Dann erfolgte die Abreise meines Mannes nach Dänemark, und sehr bald wurde ich innerlich tief bewegt durch die Kunde, die mir nur halb verborgen blieb, von dem Unglücksfall, der meinen Mann in Seeland auf der Fahrt nach Holsteinburg betroffen hatte. Der Postillon erlaubte sich, die Pferde zu verlassen, um in den Krug zu gehen; sie waren denn auch richtig durchgegangen, hatten den Wagen mit der heftigsten Gewalt umgeworfen, ihn beinahe ganz zertrümmert und meinen Mann noch eine ganze Weile darin weitergeschleppt. Ein Wunder, daß er mit zerstoßenen Gliedern und Wunden und Beulen davontam, ohne wesentliche Verletzungen. Indesß war er dem Anscheine nach furchtbar zugerichtet, und in diesem jämmerlichen Zustand hielt er seinen Einzug auf Schloß Holsteinburg, in einer alten Karosse, in der er von dort eingeholt worden war, den invaliden Wagen im Schlepptau hinter sich, und begleitet vom Grafen Holstein und mehreren

von dessen Freunden, Alle zu Pferde. Die Nachricht von diesem Unfall hatte ein kleines ländliches Fest unterbrochen, so daß noch Haus und Hof von Menschen wimmelten. Meines Mannes gute Natur, unterstützt von der trefflichen Pflege seiner Wirths, überwand bald und früher, als man es für möglich erachtet hatte, die Folgen dieses üblen Zufalls. Er ward nur einige Tage länger, als es seine Absicht war, bei den Freunden aufgehalten, und diese Tage vergingen ihm schnell und angenehm.

Der 3. Juni war der Tag des Unfalls gewesen, den 9. war mein Mann in Kopenhagen angekommen, den 27. verließ er es wieder, ohne zu ahnen, daß sein Schicksal ihn erst 18 Jahre später dorthin zurückführen würde. Den 2. Juli schrieb er mir aus Kiel, und den 10. kehrte er nach Dreylitzow zurück; wenige Tage später brachte er mich nach Wedendorf, der ersten Station auf meinem Zuge nach Kiel, wo er selbst mir mein Nest, und zwar ein gar freundliches, im großen schönen Hause eines reichen Hutmachers in der Holstenstraße mit treuer Sorgfalt bereitet hatte. Er selbst aber mußte seiner Gesundheit das Opfer einer Reise nach Karlsbad bringen, die er jedoch sehr schnell zurücklegte, um gewiß zu meinen Wochen bei mir zu sein. Er besuchte auf dieser Reise zum letzten Male seine 83jährige Großtante Bernstorff, geb. v. Buchwald, Wittve seines Großoheims Johann Hartwig Ernst, die sich seit ihrer 45jährigen Wittwenschaft in Weimar aufhielt. Nach glücklich beendigter Kur hatte ich die Freude, ihn am 8. September wieder zu umarmen.

Ich war in Wedendorf mit großer Freundlichkeit aufgenommen, wengleich noch kein so enges Freundschaftsband uns verknüpfte wie später. Die erste Tagereise von da über Travemünde nach Cutin war zu stark; sie führte uns bis tief in die Nacht hinein. Da nun vollends unsere Postillone sich verirrten, glaubte ich nimmer anzukommen.

In Kiel lebten wir ein still-heiteres Leben der Erwartung, durch keine Befürchtungen getrübt. Die noch sehr schöne Jahreszeit ward für meine Kinder zu Seebädern benutzt.

Die schöne Gegend blieb nicht ungenossen, wiewohl mein lieber Mann durch seine asthmaähnlichen Zufälle beinahe so am Gehen gehindert war wie ich. Wenn wir auch nicht wie sonst die reizende Umgebung Kiels zu Fuß durchwanderten, so standen uns ja andere Mittel zum

Fortbewegen zu Gebote. Unter Anderem nahm ich noch am 15. September an einer wunderschönen Wasserfahrt theil.

Am 17. September 1816 durfte ich nach einigen Leidensstunden ein liebes Mägdelein an mein Herz drücken. Selige Momente folgten. Im Arm des Vaters, im Arm der Mutter ruhte ich von den überstandenen Leiden, und im seligsten, wenn auch stummen Entzücken gedachte ich der Gnade Gottes und feierte im Stillen diesen schönen Zuwachs eines noch in keiner Zeit so lebhaft wie jetzt empfundenen Glückes. Das liebe Kindlein war wohl und wohlgestaltet. Ich zweifelte nicht daran, daß ich es würde nähren können. Die Neugeborene ruhte in ihrer Wiege neben mir, und diese Wiege folgte mir auch später in mein Wohnzimmer. Von keinem meiner Kinder bin ich in den ersten Lebensjahren so unzertrennlich gewesen wie von dieser Kleinen, die am 11. Oktober in der heiligen Taufe den Namen Marie erhielt.

Jetzt liegt's mir ob, von einer für unsere Zukunft wichtigen Entscheidung zu reden. Meinem Schwager Joachim war gleich nach dem Wiener Kongreß der wichtige Posten eines Bundestagsbevollmächtigten angetragen worden; er hatte aber dieses ehrenvolle Anerbieten abgelehnt. Man ernannte Herrn v. Eyben zu diesem neu kreirten Posten. Dadurch ward der von Berlin erledigt, und da es der dänischen Regierung viel darum zu thun war, Joachim wieder unter seine Diplomaten zu zählen, so wendete der Minister Rosenkranz sich abermals mit der Frage an ihn, ob er wohl den durch Eybens Versetzung vakant gewordenen Posten eines dänischen Gesandten in Berlin annehmen würde. Er fügte hinzu, daß die größere Nähe von Holstein eines- und anderntheils die weniger strenge Gebundenheit dort es dem Schwager wohl möglich machen würden, die Sorge für seine Privatgeschäfte mit der Verwaltung dieses Gesandtschaftspostens zu vereinigen.

Uebrigens wären diese Geschäfte ja vorübergehender Natur, der Antritt des königlichen Dienstes als Gesandter in Berlin nicht so peremptorisch an einen nahen Zeitpunkt gebunden, wie der in Frankfurt es sein würde. Dies Alles fiel im Sommer 1815 vor, und damals ward allgemein geglaubt, daß dieser Bundestagsbeginn viel näher bevorstände, als es nachher wirklich der Fall war. Joachim nahm diesen Vorschlag an, jedoch mit einer Bedingung, die ein lebendiges

Zeugniß seiner Bruderliebe und Brudertreue abgiebt. Er hat nämlich um die Erlaubniß, seinen älteren Bruder erst fragen zu dürfen, ob derselbe nicht vielleicht die preußische Gesandtschaft der österreichischen vorziehen würde. Dieser Vorschlag ward angenommen und ging sogleich in die Korrespondenz zwischen den beiden Brüdern über. Dennoch zog sich die Sache so sehr in die Länge, daß sie erst beinahe 1 $\frac{1}{2}$ Jahre nachher, in diesem Herbstmonat, entschieden ward, und zwar so, daß mein Mann den Berliner, Jochen den Wiener Posten erhielt. Mein Mann giebt, indem er sich bei dem österreichischen Hofe beurlaubt, als Grund dieses Wechsels mit Wahrheit die Nothwendigkeit an, sich seiner Heimath, seinen Gütern mehr zu nähern, und deutet auch die sehr wünschenswerthen Auseinandersetzungen mit seinen Brüdern an. Andere Gründe, die auch mächtig auf diesen Schritt einwirkten, mußten verschwiegen bleiben, und die Welt, die sie nicht durchschaute, sah in diesem Schritt nur einen Rückschritt, der ihr sonderbar auffiel. Unsere Karoline Hegemisch speiste in der Zeit, wo dies eben bekannt geworden war, in Nienhof bei Hedemanns, die ihr sozusagen fremd waren. Da hört sie über den Tisch herüber den ihr so theuren Namen Christian Bernstorff nennen, horcht auf und vernimmt, daß man Glossen macht über sein „Rückwärtsavancement“ vom Minister der Auswärtigen Angelegenheiten zum Gesandten, erst an einem kaiserlichen, dann aber nur an einem königlichen Hof. Wir ließen die Leute reden. Uns war die vorher erwähnte Annäherung höchst wichtig, und beinahe noch wichtiger war es uns wegen der heranwachsenden Mädchen, in eine norddeutsche Residenz versetzt zu werden.

Wir wußten, daß es in Berlin viel leichter sein würde, solche Lehrer, besonders auch solche Prediger zu finden, wie wir sie für unsere Pfliegerstöchter jetzt schon suchten. Wir hofften, daß auch die dortige gesellige Bildung besser zu der unserigen passen würde, daß endlich künftig auch dort eher wünschenswerthe Etablissements für sie zu finden sein möchten. In Wien waren und blieben wir exotische Pflanzen!

Der Minister des Außern Rosenkranz hatte bei Jochens erster Erwähnung seines Bruders sich sogleich einiger Aeußerungen erinnert, die er in Wien von mir gehört hatte, dahin lautend, als verlange auch ich der Heimath und den norddeutschen Sitten wieder mehr anzugehören, als habe es mir zwar in Wien sehr wohl, aber doch eigentlich nur als

Uebergang gefallen, und so ließ der galante alte Herr mir sogleich das Kompliment zu Füßen legen, daß er es für seine angenehmste Pflicht halte, sich gänzlich meinen Wünschen zu fügen.

So waren wir denn Alle sehr zufrieden mit der endlichen Entscheidung, und wenn mir auch Berlin bisher fremd geblieben war, so wollte es mir doch immer bedünken, als fühlte ich mich jetzt schon heimathlich dort.

Zwischen dem Einzuge daselbst und dieser Entscheidung aber lagen noch Monate, die uns unaussprechlich bange Stunden und schweres Herzeleid bringen sollten. Zuerst starb am 11. Dezember der ausgezeichnete Adolf v. Bülow, und so war diese Ehe getrennt, die mit viel Noth geschlossen und nicht ohne Kampf geblieben war. Die so tief fühlende Susanne war vernichtet und blieb es eine lange, lange Reihe von Jahren hindurch. Der Dezember hatte seinen grausamen Lauf noch nicht geschlossen, als auch die geliebte Tante Julia in Emtendorf ihren gesegneten Lebenslauf beschloß und heimging. Es brannte meinem Manne unter den Füßen, in das Trauerhaus zu eilen, um mit seinem vieljährigen Freunde zu weinen; aber diese armen Füße waren vom Podagra gelähmt und blieben es auch fast bis zu seiner Abreise nach Berlin. Doch brachte uns eben jene Krankheit einmal wieder das tief empfundene Glück ungestörten Zusammenseins. Unser holdes Bübchen war meinem Kranken eine gar angenehme Gesellschaft. Der Kleine spielte den ganzen Tag um den Vater herum, dem sein so inniges als sinniges Wesen besonders wohlthat. So kam uns die Genesung diesmal zu schnell; denn sie trennte uns.



1817.

Am 19. Januar 1817 mußte mein Mann nach Berlin abreisen, und am 9. Februar verließ uns auch Jochen, um nach Kopenhagen zu gehen. Ach, und nun kamen die schmerzreichen Wochen, in denen ich, getrennt von meinem Mann, seinen Liebling, unseren Alfred, leiden

und sterben sehen mußte. Am 9. März befielen ihn zum ersten Mal krampfartige Zustände. Es ging mir wie ein zweischneidig Schwert durch das Herz, und Alles, wie es werden würde, stand schon klar vor meiner Seele, als ich an jenem Nachmittag meinen so schön erblühten Knaben in meinen Armen halte, sein Zittern fühle. Er stand, von mir gehalten, auf einem Tabouretchen, um mit seinen Schwestern einen Guckkasten zu sehen, als ihn dieser Krampf befiel. Noch vier Wochen litt er, meistentheils auf dem Schoße seiner Großmutter; ein Krampf folgte dem anderen, bis sich am 4. April die geliebten Augen schlossen, nachdem der letzte so gefürchtete Kampf, Gottlob, leicht gewesen war. Hier will ich meinen Mann reden lassen. Er schrieb:

„Berlin, den 1. April 1817.

Dein Brief hat mein Herz mit unaussprechlicher Wehmuth erfüllt, Du Innigstgeliebte; denn nimmt er mir auch noch nicht alle Hoffnung für unseren lieben Knaben, so drückt er mir die steigende Angst Deines Herzens doch nur zu lebhaft aus, und schon ist mir, als ginge mir in Deinem Schmerze das Gefühl meines eigenen unter, wie bitter, ach, wie schneidend er auch ist! Denn dieser Knabe hat mich sehr angezogen, es war mir, als spräche mich in ihm eine edle Natur voll ernster Bedeutung an. Waren wir vielleicht zu glücklich? Hatten wir das erlaubte Maß irdischer Glückseligkeit überschritten? Bedurften wir der ernststen Warnung, um unsere Herzen von der warmen, innig empfundenen, aber schnell schwindenden Gegenwart abzuziehen und dem unsichtbaren Lande der Hoffnung, Ahnung oder Verheißung zuzuwenden? Wenn mir die Sonne jetzt so freundlich ins Zimmer scheint und mich draußen die laue Frühlingsluft tief aufregend umfängt und mir die Annäherung unseres so freudig gedachten Wiedersehens doppelt fühlbar macht, dann ist mir, als müßte mir das Herz springen bei dem Gedanken des Kampfes, der Dir bevorsteht, des Opfers, welches wir bringen zu müssen bedroht sind. Sage Dir in jedem Augenblick des Tages, Du süßes Herzenskind, daß mein Herz unverwandt bei Dir ist, daß jetzt und immer, nur was sich auf Dich bezieht, in meinem Herzen siegt, und daß, wie schneidend mein Schmerz auch sein wird, wenn das Gefürchtete uns trifft, ich für jeden Trost, für jede Stärkung empfänglich bleiben werde, welche durch Dich, durch Dein Herz, durch die fromme Fassung Deines Gemüths an mich gelangen wird!“

„Berlin, den 12. April 1817.

Es war vorgestern Nachmittag, Geliebteste, als ich Deine beiden mit immer steigender Angst erwarteten Briefe empfang. Der Zufall führte mir den letzten zuerst in die Hand, und als ich ihn erbrach, fiel mein Auge gleich auf Worte, welche mir Alles sagten, schon ehe ich den Brief entfaltet hatte. Ach, ich kann es Dir nicht verhehlen, es fuhr mir in diesem Augenblick ein glühendes Schwert durch das Herz, und es war mir, als könnte ich es nicht fassen, nicht ertragen, das liebliche Bild des holdseligen Knaben, zu dem in den letzten vier glücklichen Monaten jeder Tag mein Herz fester hingezogen hatte, mir als ein nie wiederkehrendes zu denken, schon als ein schwindendes festhalten zu müssen. Und was ich auch geahnt, gefürchtet, ach, so bestimmt vorausgesehen hatte, — wie weit reicht der Schmerz der letzten Gewißheit über ein solches Vorgefühl hinaus! Und wie schmolz mir das Herz, als ich dazu kam, Deinen himmlischen Brief zu lesen! Da faßte mich ein aufrichtiges, lebendiges Streben, mich unter der Gewalt des bitteren Schmerzes Deiner werth zu zeigen. Ja, Du liebe Holdselige, was Du in Deinem liebevollen, tief verwundeten Herzen fromm und würdig trägst, das soll auch mir nicht zu schwer werden; denn ich fühle es wohl, Dein Schmerz ist rechter Art, in ihm siegt die reinste und höchste Liebe, und so liebenswürdig stehst Du in Deinem frommen Kummer vor mir, daß die Liebe und Sehnsucht zu Dir in meinem Herzen heller als je aufgeblüht ist, und mir so aus dem brennenden Schmerze selbst neue Wonne quillt. Ja, Du Einzig-Geliebte, auch nach meinem Gefühl heftet sich der Glaube der Christen an das, was unsichtbar, ewig lebendig ist, auch in meinem Herzen lebt die Hoffnung, daß die Blüthen, welche von dem Baume des irdischen Lebens fallen, uns nicht verloren sind. Und immer sage ich mir in diesen Tagen wieder, daß, wenn es wahr ist, wie wir es hoffen dürfen, wie das glühende Bedürfniß unserer Herzen es uns zu verbürgen scheint, daß das verheißene Band der Unsterblichkeit sammelt und vereinigt, die sich hier liebten und nicht entbehren konnten, o, so können wir nicht zweifeln, daß unsere treue Seraphine unseren lieben Knaben schon empfangen hat, ihn liebt, wie sie unsere Kinder schon hier liebte, und ihn uns bewahren wird, bis auch uns die Hülle der Sterblichkeit sinkt und uns erfüllt wird, was wir hofften, ahnten und glaubten. Wenn ich bedenke und mir zurückrufe,

was sich in unserem Alfred, ungeachtet seiner gehemmten Entwicklung nach außen, vom freundlichen Ernste und inneren bedeutungsvollen Leben so lieblich rührend aussprach, so ist mir, als habe er in sich getragen, was das wahre Wesen und die Seele unserer Liebe enthält, und als müsse sein Andenken uns theuer und heilig sein, auch als ein Pfand mehr dessen, was unsere Liebe nur irgend wahrhaft Lebendiges, Geistiges und Ewiges hat.

Wohl muß unser Streben nach Vereinigung jetzt über Alles siegen! Die vorgestrige Post hat mir infolge der Verwendung Jochens und Gerhardinens, der beiden Junigtreuen, die Erlaubniß gebracht, zu Dir zu eilen!“

Am demselben 12. April, wo mein Mann mir so herzerreißend schrieb, war endlich mein armer lieber Vater in Kiel angekommen. Er betrauerte schmerzlich mit mir den zweiten männlichen Enkel; ach! es war ihm noch ein dritter Schmerz der Art vorbehalten! Jetzt war er auf alle Weise niedergeschlagen; denn auch seine neue Bestimmung, nämlich die eines dänischen Gesandten am spanischen Hofe, beglückte ihn nicht.

Die Trennung von dem theuren Vater ward mir schwer. Am 28. April, als wir Alle trüben Herzens Kiel verließen, zog der Geliebte vorerst nach dem Norden. Meine Mama dagegen begleitete mich auf dem Beginn meines Zuges nach Süden bis Dreylückow, wo wir uns einige Wochen aufhielten. Hier traf auch Seraphinens Nachfolgerin, Sophie Legrand, aus der französischen Schweiz, zu uns, die neun Jahre als treue Erzieherin unserer Töchter unsere liebe Hausgenossin blieb.

Unsere weitere Reise war durch Hitze und tiefen Sand beschwerlich; denn damals gab's noch keine Chaussee. Indes erreichten wir das Ziel Berlin ohne Unfall. Auf einer der letzten Stationen ward uns gesagt, es sei eine Brücke in Reparatur, und wir müßten daher den Umweg über Spandau und Charlottenburg nehmen. Mein Mann eilte mit Sophien voraus, um das letzte schlechte Nachtquartier zu vermeiden, mehr noch, um in Berlin Alles zu meinem Empfange in Bereitschaft zu setzen.

Mit meiner Ankunft in Berlin beginnt in meinem Leben ein neuer Abschnitt, der freilich gerade erst ein Jahr später so recht bedeutend werden sollte.

Mit Grauen fuhr ich in die Festung Spandau ein. Es war mir eingefallen, daß mein Mann bei der eiligen Trennung den Paß mitgenommen, und nun meinte ich halb ernst, halb scherzhaft, man könne mich wohl dort, wenn ich mich nicht zu legitimiren wüßte, einsperren.

Der Anblick und das Kettengeklirr der Festungsgefangenen erschreckten mich. Glücklichs durch Spandau durch, verdroß es mich immer noch, Sand und nichts als Sand zu sehen. Endlich blickt ein schönes Schloß zwischen Anpflanzungen hervor; wir fragen nach dem Namen, und siehe, es ist jenes Charlottenburg, welches ich als den Lieblingsaufenthalt der hochseligen Königin Luise kenne. Die Fahrt wird von nun an reizend. Zuerst zieht sich der Weg längs der Spree, die dort den Schloßgarten begrenzt; dann führt er durch das freundliche Fleckchen Charlottenburg und von da an durch Alleen, die durch den Thiergarten bis an das schöne Brandenburger Thor reichen. Beim Einbiegen in die letzte Wendung erblicken wir die hochschwebende Siegesgöttin, ohne noch das Thor, auf welchem sie weilt, zu sehen. Eine wunderbare Erscheinung dünkte sie uns, die wir uns nicht gleich zu erklären wußten. Erst als wir näher kamen, erkannten wir das Palladium Berlins, die Quadriga, die durch ihre Entführung nach Paris und ihren triumphirenden Wiedereinzug und feierliche Aufstellung eine doppelte Bedeutung und Berühmtheit erlangt hatte. Hübsch war das Spiel des Schicksals, welches uns die Reparatur der Brücke in den Weg warf, damit wir Berlin von dieser schönen Seite zuerst kennen lernen und einen gewissermaßen festlichen Einzug halten mochten.

Eben durch das Thor eingezogen, glauben wir den Beginn eines Festes wahrzunehmen; wir sehen unzählige Equipagen vor dem ersten Hause rechts, einem stattlichen, mit einer Rampe versehenen Palais auffahren. Wir fragen den Postillon, was es denn gäbe. „Ei“, antwortete er, „das ist unser alter Fürst Blücher, der gastirt.“ Nun war das Fragen an ihm: „Wohin geht's denn? ist Ihre Wohnung weit weg?“ „Ei doch nein, dort gleich jenes Haus ist es, das dritte unter den Linden links.“

Hier nun empfing mich mein Mann, der mir Alles so schön bereitet hatte, und der sich jetzt herzlich freute, mich in das hübsche Quartier,

welches ihm Amerikas*) für den Sommer überlassen hatten, einführen zu können. Sie war in der That allerliebste diese Wohnung, und ich bedaure es noch, daß sie zerstört worden ist; man hat das untere Stockwerk durchgebrochen, um eine Straße, die Neue Wilhelmstraße, hindurchzuführen; die mir einst so lieben oberen Räume enthalten jetzt Restaurationen.***) Kaum ein wenig eingerichtet und eingewohnt, mußte ich in die Welt hinaus; denn die Kollegen meines Mannes und seine früheren Bekannten brannten vor Ungeduld, die Frau ihres hochverehrten Bernstorff kennen zu lernen.

Bei den Freunden aus der vergangenen Zeit führte mich mein Mann selbst ein, und Viele stellte er mir vor; darunter nenne ich vorzugsweise den General Gneisenau. Noch sehe ich dieses edle Paar vor mir, wie es vom anderen Ende eines Gesellschaftssaales auf mich zuschritt, sehe den Ausdruck der freudigsten Befriedigung, mit dem mein Mann mir Gneisenau nannte, vertrauend, ich würde seine Empfindung theilen und dem Helden etwas sagen, was diese einigermaßen ausdrückte; denn ich war doch eigentlich nicht mehr das stumm verlegene Wesen, welches in Wien mit so großer Blödigkeit debutirte; aber ich sagte gar nichts, er auch nicht, und so gingen wir unbefriedigt auseinander! Einige Zeit darauf aber, auf einem Souper bei Dmptedas, wo ich, da es keine Spielgesellschaft war, länger als gewöhnlich blieb und beim Abendessen zwischen Dörnberg und Gneisenau saß, ward der Grund gelegt zu einer Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen, herrlichen Manne, die uns bald die wertheste in Berlin ward und blieb, bis die grausame Cholera ihn uns, ihn dem Vaterlande den 23. August 1831 entriß.

Fürst Blücher war einer der Ersten gewesen, der uns aufgesucht hatte. Um der drei Großnichten willen begrüßte er uns als Verwandter, und wahrlich, wir hatten ja auch wie Verwandte an seinem Bruder gehandelt, der am 30. Dezember 1808 unter unserm Dache gestorben war.

Die französische Gesandtin Marquise de Bonnay wollte mich bei des Fürsten Gemahlin einführen; wir lassen uns melden. Eine noch recht schöne, sehr würdige Frau edlen, hohen Wesens kommt uns ent-

*) Die verwandte Gartower Familie Bernstorff, nach der Hausmutter Amerika, geborenen v. Kiedesfel.

***) Das Haus ist später abgerissen worden.

gegen. Wie erstaune ich aber, als die Fürstin ohne alle Verlegenheit deutsch die französische Anrede der Bonnay beantwortet.

Ich hatte auf Anrathen meines Mannes Madame de Bonnay gewählt, um mich durch sie am Hofe und in der Welt vorstellen zu lassen. Der Etiquette gemäß mußte es eine Kollegin sein, die diese unbequeme und höchst lästige Aufgabe übernahm. Zu keiner der anderen Damen stand ich in irgend einer Beziehung, keine hatte ich früher gekannt.

Ihre freundlich übernommene Aufgabe war, weil der Hof so wenig zahlreich war, auch weit geringer, als ich es erwartet hatte und als sie in einer anderen Jahreszeit gewesen wäre.

Wir hatten eine Audienz bei Prinzess Wilhelm, Schwägerin des Königs, eine bei der Prinzessin Charlotte, der Tochter, und eine bei Prinzessin Friederike, der Nichte des Königs, späteren Herzogin von Anhalt-Dessau. Das war Alles; denn Alexandrine und Luise waren noch Kinder.

Bald nach dieser Vorstellung bei Prinzess Charlotte ward der ganzen Gesellschaft eine Abschiedscour bei ihr angesagt. Sie stand im Begriff, als Braut des Großfürsten Nikolaus nach Rußland abzureisen. Dort sollte sie zur griechischen Kirche übertreten, den Namen Alexandra Feodorowna annehmen und den 13. Juli vermählt werden. Höchst rührend schien mir der Abschied dieser jungen interessanten Prinzess von den ihr heiß nachweinenden Damen der Gesellschaft. Es blieb kein Auge trocken, am wenigsten das ihre; doch war die Fassung zu bewundern, mit der diese junge Fürstin sich zu halten und ihre Cour von Anfang bis zu Ende sehr würdig durchzuführen wußte.

Doch nun ist es Zeit, daß ich den Leser mit unseren Kollegen bekannt mache.

Zuerst nenne ich die Gemahlin des niederländischen Gesandten, des Grafen Berponcher, und zwar muß ich hier meinen früheren Ausspruch, als seien mir alle meine Kolleginnen fremd gewesen, zurücknehmen. Die schöne Abelaide hatte ich in Wien als Fräulein v. Keede gekannt. Aber eben weil ich so gewohnt war, sie als Berlinerin anzusehen, hatte sie sich meinem Gedächtniß nicht gestellt, als ich von meinen Kolleginnen sprach. Wir haben uns einander nie sehr genähert, und ihr Haus war damals ganz geschlossen. Der englischen Gesandtin Lady Rose matronenhafte Anmuth zog mich sehr an. Ihre Familie

sagte mir auch so sehr zu, wie eine fremde es thun konnte. Rose selbst war ein gutmüthiger Schwäger.

Die Schweden, das Taubesche Ehepaar, fand ich gar zu trübselig. Hagfeldt hatte von ihm gesagt, „que Jérémie à côté de lui aurait été un buffon“, und sie, meine Landsmännin, war auch sehr weinerlich. Nach Verlauf eines Jahres ungefähr kehrten sie in ihre Heimath zurück, und einige Jahre später führte er uns, auf der Durchreise nach Karlsbad, seine dritte Frau, eine junge hübsche Schwedin, zu.

Der darmstädtische Gesandte, ein Baron v. Senden, hatte wie sein holländischer Kollege eine reiche Preussin und zwar ein schlesisches Fräulein v. Knobelsdorff geheirathet, die mir mit großer Freundlichkeit entgegenkam. Ihr Mann sah damals schon wie ein Sterbender aus, hat aber doch noch lange Jahre gelebt und sich's nicht anfechten lassen, daß ihm schon einmal sein Leichenbegängniß gezeigt worden war. Ihm begegnete nämlich ein Trauerzug; er fragte einen Unbekannten, wen man da begrabe. „Ei, wißt Ihr denn nicht, daß der alte Baron v. Senden endlich gestorben ist und nun begraben wird?“ Die Frau v. Thun, deren Mann jetzt eben die größte Erbschaft gemacht hat, die man in unseren Landen je erlebt, ist die zweite Tochter dieses Ehepaars.

Die badische Gesandtschaft konnte mir kein Interesse abgewinnen; daher weiß ich auch hier nur den Namen von Herrn und Frau v. Stockhorn zu nennen.

Portugal hatte einen Herrn Lobo de Silveira, Grafen v. Oriola zum Vertreter (dieser blieb später ganz in Preußen).

Württemberg ward durch einen General v. Bismarck, Sardinien durch einen alten Grafen Castel-Asfiere repräsentirt.

Von Sachsen aus war ein Herr v. Globig kürzlich erst nach Berlin gesandt worden. Wie die Wache ihn am Thor nach seinem Namen fragte, antwortete er: „Ich bin der sächsische Gesandte Globig!“ „Ja“, hatte die Wache geantwortet, „wenn Sie's nur globen, das kann uns nicht helfen.“ Sein Legationssekretär v. Minikwitz war verheirathet mit einer hübschen Frau, die aber durch ihren Tod einer noch hübscheren Platz gemacht hat.

Der bayerische Gesandte Graf v. Rechberg war unverheirathet. Als dem Bruder unseres Wiener Kollegen brachten wir ihm ein wahres Interesse

entgegen; aber er war für den Umgang durch seine Zerstretheit gänzlich unbrauchbar.

Zuletzt nenne ich den russischen Gesandten, den Grafen v. Alopeus. Er war seinem älteren Bruder, bei dem er Legationssekretär gewesen war, auf diesem Posten nachgefolgt, während jener, der Besitzer des Hauses 76 in der Wilhelmstraße, trotz des großen Verdrusses, den er über diese Bevorzugung seines Bruders empfand, sich nicht entschließen konnte, Berlin zu verlassen. Der Gesandte war stolz auf die Schönheit seiner Gemahlin, geborenen v. Wenkster, und schien nie glücklicher, als wenn er ihren Salon mit Bewunderern angefüllt sah. Diese gefährliche Eitelkeit des Gemahls war dem Rufe der gewiß untadligen Frau höchst nachtheilig geworden und hatte sie auch früh die alle wahre Einfachheit und Naivetät des Charakters zerstörende Gewohnheit annehmen lassen, immer glänzen, immer gefallen, immer auf Händen getragen sein zu wollen.

Mit gespannter Neugierde zwar ob der viel gerühmten, auch von meinem Mann so bewunderten Schönheit, aber mit einem Mitleid, welches diese Neugierde bei Weitem überwog, trat ich dieser gefeiertsten Schönheit unserer Zeit entgegen und nahm mir vor, mich nicht etwa durch ein stolzes Wesen abschrecken zu lassen. Aber wie ein Nebel vor der Sonne zerrann jedes ungünstige Vorurtheil vor ihrer Erscheinung, die an Vollkommenheit Alles übertraf, was ich je gesehen, ja was meine Einbildungskraft mir vorgebildet hatte; denn mit den regelmäßigsten und feinsten Zügen, mit dem schönsten Ebenmaß aller Gliedmaßen, mit einer unnachahmlichen Grazie, einem Wohlklang der Stimme, die wie Musik ertönte, verband sie die einnehmendste Freundlichkeit und einen Liebreiz, die mich ganz und gar bezauberten. Ich fand lange meine Unbefangenheit nicht wieder und ließ mich gern in Bewunderung dieses Meisterwerks der Natur gehen. Es war eine Harmonie in ihrer ganzen Erscheinung, eine so makellose, so anmuthige Vollkommenheit ihrer Formen, daß ich in ihr den Liebling der Schöpfung zu sehen glaubte und zweifelhaft blieb, ob der Reiz ihrer Schönheit oder der Liebreiz ihres Wesens sie mehr schmückten.

Von dieser holden gehe ich über zu der guten Alopeus, der Schwägerin meiner Schönen. Fast gespensterhaft, bleich, hager und leise, hätte ihr Aeußeres mich zurückstoßen können, wenn sie mir nicht,

um ihrer alten Bekanntschaft mit meinem Mann willen, so sehr freundlich entgegengekommen wäre. Auch besaß sie das Talent, recht angenehme kleine Theezirkel in ihren Salons zu vereinen. Wenn ihr Mann auch gar nichts zu der Annehmlichkeit dieser Kreise beitrug, so schmückte die Anwesenheit seiner Tochter, Natalie Benkendorff, deren Mann ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter war, sie desto mehr. Des Hausherrn Kommen und Gehen, sein plötzliches Erscheinen und Wiederverschwinden in dem Salon seiner Frau blieb mir damals räthselhaft. Später, als eben dieser Salon mit allen seinen Geheimnissen der meine war, da erklärte ich es mir, wie er von seinen Zimmern sich hinauf geschlichen, hinter den Vorhängen, welche aus dem Cabinet ein Zelt machten, sich seinen Eingang lautlos gebahnt habe und nachher von der anderen Seite wieder hinuntergewandert sei. Die freundliche Wirthin zeigte mir eines Tages ihren schönen Garten, und als sie meine Freude darüber bemerkte, bot sie mir an, ihn, soviel ich wollte, auch mit meinen Kindern zu benutzen. Seitdem erinnerte ich mich immer mit Vergnügen des heiteren Eindruckes, den dieser schöne Garten und das hübsche Familienleben, das darin geführt wurde, damals auf mich machten. Den kleinen Konstantin Benkendorff fanden wir auf dem Rasen beim Eingang zum Gemüsegarten gelagert, und ich freute mich des Jubels von Kind, Eltern und Großeltern über diese Begegnung. Damals ahnte ich nicht, wie dieser Garten mir durch unser eigenes Familienleben geheiligt werden würde.

Der jetzige Besitzer, Alopeus der Aeltere, hatte Haus und Garten angekauft in Zeiten, wo Grundstücke und Häuser in Berlin wenig Werth hatten, und das Haus durch Umbauten, den Garten durch neue Anlagen sehr verschönert. Dieser Besitz wahr es wohl, der ihn bisher in Berlin fesselte.

Doch ich sehe, daß ich noch einen unserer Kollegen zu nennen vergaß, Ompteda, den hannoverschen Gesandten, einen sehr guten Mann und besonders angenehmen Gesellschafter, nur gedrückt durch sein Verhältniß zu der etwas älteren und sehr eifersüchtigen Frau, das er mit großer Geduld ertrug; er hatte schon zu ihr, der Gräfin Solms-Sonnenwalde, geborenen Gräfin Schlippenbach, eine heiße Neigung gefaßt, noch ehe der Mann die Augen geschlossen hatte. Von ihr ward uns ein äußerst zuvorkommender Empfang; denn sie rühmte sich der früheren

Bekanntschaft mit meinem Mann als einer Freundschaft, die fortzusetzen ich jedoch nicht geneigt war.

Unter denjenigen, deren Häuser uns offen waren, muß ich hier vor Allen die vortreffliche alte Ministerin v. d. Reck und ihre bei ihr wohnende Tochter Ernestine Stolberg anführen. Meines Mannes Erwartung, daß ich mich sehr zu diesem anmuthigen Wesen hingezogen fühlen würde, traf vollkommen ein, und ich freute mich des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen uns. Doch bald verwandelte sich die damals so wohlthuende Heiterkeit des Hauses in tiefen Schmerz; denn die Nachricht lief ein, daß der Gemahl in Karlsbad am 19. August an einem hitzigen Nervenfieber gestorben sei. Sein Bruder Anton war hinzugeeilt, aber nur, um ihn in seinen Armen vercheiden zu sehen.

Die mit der Reckschen sehr befreundete Familie Dönhoff war mir längst, ehe ich sie gesehen, bekannt und hatte mich durch ihre Schicksale ungemein interessirt. Am 18. Juni 1815 raffte die grausame Schlacht bei Bellealliance den Bruder der Gräfin, den Grafen Schwerin, hinweg, der zugleich durch die Heirath mit seiner Nichte Sophie, der ältesten Tochter, der Schwiegerohn des Hauses geworden war. Noch waren die Thränen um seinen Verlust nicht getrocknet, als der Familienvater starb. Ganz kurz darauf, den 25. Juli 1816, entriß der Tod im Duell den einzigen Sohn und Bruder. Ich hatte eine herzerreißende Erzählung dieses Unglücksfalles aus der Feder der Gräfin Sophie, Wittve des Grafen Schwerin, gelesen in Briefen, die an Tante Luise Stolberg gerichtet waren. Da Gräfin Dönhoff mich bei meinem ersten Besuche Unwohlseins halber nicht hatte annehmen können, ließ sie mich zum Thee einladen. Die durch ihr Alter ehrwürdigen Hausdiener, die Flucht von alterthümlich reich möblirten und mit den schönsten Gemälden behangenen Zimmern im Dönhoffschen Hause, Wilhelmstraße 63, dies Alles stimmte ganz zu meiner Erwartung. In dem dritten dieser Gemächer empfingen mich die drei unvermählten Töchter des Hauses, große stattliche Figuren, zwei von ihnen auch hübsch, wenn mir gleich diese Bezeichnung fast als zu weltlich für sie erscheint. Beim Eintritt in den ovalen Saal, mit dem Balkon nach dem Garten hinaus, erblickte ich eine Matrone auf einem Sessel, ziemlich in der Mitte des Gemachs an einem kleinen Tische sitzend. Diese geisterhafte Frauengestalt erhob

sich langsam und schien mir immer größer und größer zu werden, und ich wußte nicht, war es die gefürchtete weiße Frau, der ich mich nähern mußte, oder eine freundliche Fee. Der letzte Eindruck siegte bei der Liebenswürdigkeit ihres Empfanges, und mir ward recht wohl in diesem Hause, worin ich neben einer antiken und recht adeligen Würde nur Freundlichkeit fand. Die dort von so Manchem gefürchtete Steifheit existirte wirklich gar nicht, kein abgemessenes Formenwesen, sondern nur eine vornehme, edle Haltung, die keine Gefühlsäußerung ausschloß. Mehr und innigere Theilnahme habe ich nirgends gefunden als in diesem Hause. Den Eindruck, den die Gräfin Mutter zuerst auf mich machte, kann ich nur mit ihrer todbleichen Matronenschönheit, ihrer langen hageren Gestalt und dem außergewöhnlichen Anzug rechtfertigen: eine kleine Schneppenhaube von altmodigen Points, ein faltenreiches grau-seidenes, sie bis an das Knie verhüllende Kleid, eine lange, starke goldene Kette, an der ein großes Kreuz hängt u. s. w.

Mir stand in Berlin so ziemlich die Wahl frei, welchem Kreise ich mich anschließen oder wie ich selbst einen um mich herum bilden wollte. Fürs Erste war mir aber nur Ruhe wünschenswerth, und da mein Mann darin ganz meine Neigung theilte, so mischten wir uns eben nur, soviel es unumgänglich nothwendig war, in das gesellige Treiben und lebten im Uebrigen sehr häuslich. Die Nähe des Thiergartens war uns sehr angenehm; wir kümmerten uns wenig um die Geseze des guten Tones, ließen uns dort oft auf ganze Stunden nieder und lasen, während die Kinder um uns her spielten. Manchmal lustwandelten wir auch bei Mondschein noch unter den Linden. Das Wogen der Spazierenden auf dieser Promenade erfreute nicht nur die Kinder, sondern auch uns. Besonders am Sonntag war sie sehr belebt.

An den großen Schlacht- und Erinnerungstagen aber war uns die Aussicht aus unseren Fenstern besonders viel werth. Damals wurden diese Tage noch alle mit Paraden gefeiert; die Truppen, auch die Potsdamer Garnison rückte dazu jedesmal herüber, waren vom Thor bis an das königliche Palais aufgestellt. Der König wurde, wenn er in seiner schönen, imponirenden Haltung vorbeiritt, mit lautem Jubel begrüßt. Nicht ohne tiefe Bewegung sahen wir diese braven Truppen, deren Heldenthaten noch in so frischem Andenken standen, ihren Fürsten und in seinem Gefolge viele ihrer Anführer. Unsere Empfindung war die:

eines reinen Wohlgefallens. An dem Tage nach meiner Ankunft führte mich mein Mann in den Thiergarten und zeigte mir dort die fast allein spazierende Prinzess Wilhelm, auf deren Bekanntschaft ich nach Allem, was man mir von ihr erzählt hatte, sehr gespannt war. Doch mußte ich mich noch lange gedulden, ehe mir dieser Wunsch erfüllt ward; denn in der kurzen Audienz mit Madame de Bonnavy zeigte sich die edle Prinzess ziemlich steif und war wenig mittheilend.

Im Anfang meines Berliner Aufenthaltes lud Fürst Blücher uns zu einem großen Diner und setzte mich durch seine Beredsamkeit in Erstaunen. Beim Ausbringen der Gesundheit stand der alte Held auf und hielt bei jedem neuen Toast eine Rede, wanderte um den Tisch, um mit jedem Einzelnen Worte des Scherzes oder des Ernstes zu wechseln, und war äußerst liebenswürdig. Die Dekoration seines Saales, die in Frankreich erbeuteten lebensgroßen Bilder der Schwestern Napoleons und seiner Stieftochter Hortense, von Gerard, konnte mir, wenn die Bilder auch sehr schön gemalt waren und sehr schöne Weiber darstellten, durchaus nicht gefallen.

Es war am 1. August, als meine jüngsten Kinder, die mit dem alten Kammerdiener Hansen in die Stadt spazieren gegangen waren, eilends zurückkamen, um mir den Brand des Schauspielhauses zu verkündigen. Ich bereue es noch, nicht hingeeilt zu sein, um, da ich nicht helfen konnte, doch etwas von dem schönen Anblick zu haben. Allein die Sorge, ob das Feuer sich wohl ausbreiten und bis zu uns herüberzüngeln würde, erfüllte mich gänzlich. Sehr bald lag das mächtige Gebäude in Asche, und als der Präsident v. d. Reck die Trümmer in Augenschein nehmen wollte, stürzte er in einen mit Schutt leicht zugedeckten Keller und hatte von Glück zu sagen, daß er mit einem gebrochenen Beine davonkam. Von dem brennenden Schauspielhause sei mir erlaubt, auf die Berliner Kirchen überzugehen. Wie oft habe ich die innigste Erbauung darin gefunden! Mein lieber Mann begleitete mich, so oft er sich wohl genug dazu fühlte, obwohl er nirgends und auch in dieser Hinsicht nicht gern Beschränkung der Zeit und des Raumes duldete.

Theremin, der damals kürzlich von der französischen zu der deutschen Gemeinde übergetreten war, sprach mich ganz besonders an. Nie vergesse ich es, wie ich in die damals noch alte Werdersche Kirche, in der

er zu der Zeit predigte, trat, alle Plätze besetzt fand und betrübt wieder hinaus wandern wollte, als mich ein armes altes Mütterchen am Armel zupfte und mir einen Platz neben sich einräumte, — wie ich da von dem Worte Gottes, welches in so beredter und inniger Sprache vorgetragen wurde, so tief ergriffen ward! Ich glaube, an diesem Tage war der Text von den klugen und thörichten Jungfrauen, ein anderes Mal vom Samariter u. s. w. Prediger Ritschel, der mir als der anerkannt vorzüglichste Religionslehrer und als derjenige genannt war, an den man sich vor allen Anderen zu wenden hätte, um Kinder einsegnen zu lassen, wollte mir als Redner durchaus nicht gefallen; darum wandte ich mich ganz von seiner Kirche ab, obgleich ich mir gleich dort Plätze zugelegt hatte, auf denen vielleicht noch mein Name steht. Plätze besitze ich aber auch noch in mancher anderen von mir verlassenen Kirche.

So gesegnet das kirchliche Leben in Berlin auch ist und es von Jahr zu Jahr mehr wird, so arm ist diese Hauptstadt der preussischen Monarchie an schönen Gotteshäusern; außer der Marienkirche und dem grauen Kloster giebt es in Berlin keine alte, schöne Kirche. Die Gründung und Erbauung eines Doms ist der Regierung des Kronprinzen vorbehalten!

Gern kehre ich nach dieser Abschweifung zurück zu dem schönen Sommer 1817, den ich, wie später keinen wieder, so recht im Genuß der Häuslichkeit, des schönsten ungestörten Familienlebens zubachte, und an den auch mein Mann eine schöne Erinnerung behalten hatte.

Unter dem Wenigen, was mir noch davon zu erzählen bleibt, nenne ich eine abermalige Trennung von meinem lieben Mann. Er glaubte, die Verpflichtung zu haben, dem Könige von Dänemark seine Aufwartung zu machen, als dieser sein neu erworbenes Herzogthum Lauenburg zuerst besuchte.

Nun rückte die Zeit der Heimkehr unserer Verwandten und Hauswirthe heran, und also zugleich der Zeitpunkt, wo wir die uns von ihnen überlassene hübsche Wohnung Unter den Linden gegen die Bel-Etage in der Behrenstraße Nr. 69 vertauschen mußten. Da wohnten wir denn so traulich eng beisammen, wie es mir gar wohl gefiel, so daß ich oft später mit Sehnsucht an jene schöne Zeit zurückgedacht habe. Meines Mannes Zimmer war zugleich das meinige; kam Besuch, so schloß er sein Bureau zu, und Niemand ahnte, daß wir uns in eines Herrn

Schreibzimmer befanden. Ordentlicher als er, ohne je pedantisch zu sein oder zu viel Werth auf Ordnung und Nettigkeit zu legen, war wohl nie ein Mann.

Zum Frühjahr indessen sollte uns noch ein oberes Stockwerk eingeräumt werden, das der theure Hausherr beziehen wollte. Die Flucht unserer Zimmer war bequem und hübsch; zum ersten Mal in meinem Leben durften wir uns diese sämmtlich selbst einrichten, und es machte mir Vergnügen, nach vollendeter Einrichtung wahrzunehmen, daß sie sehr gut gelungen war. Unter Anderem nahmen sich die Farben der Zimmer, wenn sie alle geöffnet waren, wie die Farben des Regenbogens gar hübsch aus. Ein kleiner Saal bildete das Entree; daran schloß sich dann das erwähnte elegante Zimmer, welches als Schreib- und Wohnzimmer diente. Nun folgte ein dreifenstriger Salon mit zwei Etablissements, gelben Tapeten, lila Möbel; ein blaues Zimmer, welches wieder seinen Ausgang nach der Treppe hatte und welches die Spiel- und Lernstube der Kleinen war; dann ein helles, großes grünes Zimmer, wo im ersten halben Jahr Mariechen hauste, bis wir sie auf die andere Seite unserer Schlafstube, die auf dieses grüne Zimmer folgte, nahmen. Diese Nähe war mir wichtig, um so wichtiger, da das liebe Kind öfters unruhige Nächte hatte. Einmal, als ich mich erst wieder gegen Morgen zu Bette legte und ihrem Vater meine Sorge um Marie aussprach, brach er in den Ausruf aus: „Wenn Gott uns auch dieses Opfer abforderte, dann bliebe uns doch auch nichts mehr übrig, als uns hinzulegen und zu sterben.“ Dies war seine natürliche Empfindungsweise; aber wie lernte er es später, den rein menschlichen Schmerz dem Herrn aufzuopfern und ein Isaaksopfer nach dem anderen ohne Murren darzubringen. Unserer Marie Kränkeln schien übrigens mit dem Zahnen überwunden zu sein. Sie blieb äußerlich zart, war aber blühend dabei und sehr niedlich.

Auch im Hause unserer Verwandten erweckte Marie wie alle meine Kinder viele Theilnahme und Liebe. Die ältesten fanden liebe Altersgenossen in den drei dortigen ältesten. Thora und Klara bemächtigten sich Arthurs gänzlich. Dieses sah nun zwar die zärtlichste aller Mütter, Amerika, sehr gern; dennoch machte sie jahrelang die Wildheit meiner übrigens, bitte ich zu glauben, sehr artigen Mädchen bange für ihres jüngsten Sohnes körperliche Sicherheit.

Ungefähr mit der Ankunft dieser Verwandten aus Mecklenburg traf die meiner zwei Vettern oder Neffen aus Holstein zusammen, die in Berlin studiren sollten. Es waren Christian Ranzau und Eugen Reventlow.

Die Nachrichten aus Gmkenndorf waren beunruhigend. Meiner Mutter (schon im Winter 1816/17 erwähntes) Uebelbefinden und ihre trübe, tief melancholische Stimmung hatten auf furchtbare Weise zugenommen! Ihre Briefe waren herzerreißend!



1818.

Eine kleine Familienfeier, die Amerika zum 27. Januar angeordnet und zu der unser Haus- und Hospoet Christian Ranzau die Verse geliefert hatte, unterblieb wegen der Krankheit meiner Mutter. Als nun aber die besser werdenden Nachrichten mein Herz erleichtert hatten, da sah ich gern dem lebhaften Verkehr zu, der sich zwischen diesem geistreichen Jüngling und unserer heranwachsenden Jugend gebildet hatte. Vormittags begleitete er ihre Spaziergänge, bei denen Amerika immer und auch ich oft die Dueñas machten. Dann wurden die Proverbes ausgesonnen, die abends aufgeführt werden sollten. Aus diesen kleinen Versuchen ward am 12. Februar, dem Geburtstage meiner Marianne, eine förmliche kleine Vorstellung. Noch an demselben Abend ward unter uns die Feier von Amerikas Geburtstag verabredet.

Es ließen sich mir dort zwei Herren vorstellen, Beide als mit den Stolberg'schen Familien befreundet, Beide mir schon dem Namen und dem Charakter nach so bekannt, daß gleich alles Fremde zwischen uns wegfiel. Es waren Romberg und Roeder. Ueber Rombergs stolze, frische Jugend hatte der Verrath seines Vaters bei der Uebergabe einer der preußischen Festungen an die Franzosen im Jahre 1806 einen schwarzen Schatten geworfen. Glühend hatte er danach verlangt, seine in dem Vater tief verletzte Ehre in dem Blut der Erbfeinde seines Vaterlandes rein zu waschen; all sein Sinnen und Hoffen war auf einen

Befreiungskrieg gerichtet gewesen. Seine Thätigkeit war schon vorher, wenn auch im Geheimen, in Anspruch genommen worden, um die Gemüther zu bearbeiten und auf diese Weise einen Samen auszustreuen, der in den Jahren 1813, 1814 und 1815 so herrliche Früchte trug. Unterdeß hatte der edle, ernste Jüngling, dessen Leben so ganz dem Vaterlande gewidmet war, es verschmäht, in der großen Welt zu verkehren und auf Bühnen den Vortänzer abzugeben.

In den schönen Campaignen hatte er sich aufs Glänzendste ausgezeichnet und sich den Dank des Königs und die Liebe und höchste Verehrung der ganzen Armee erworben. ●

Er hatte lange in Düsseldorf am Rhein gestanden, und dort war ihm nicht nur die Liebe der besten Männer, sondern auch die Liebe eines edlen Weibes zutheil geworden. Es war ihre erste und ihre letzte, und jetzt ruht sie schon lange im tiefsten Heiligthum ihres Herzens begraben. Er hatte sie getheilt, ob aus- oder unausgesprochen, weiß ich nicht; aber er hatte sich losgerissen.

Einige Jahre später finde ich ihn 1817 in der Berliner großen Welt, eine Lebensgefährtin suchend. Bald war sie gefunden; er verlobte sich mit der jüngsten der Dönhoffschen Töchter. Diese tiefgebeugte Familie richtete sich an dem Glück ihrer Amélie auf. Den Hausfreunden gewährte es eine wahre Freude, in diesem Hause wieder heitere Angesichter, das Glück wieder dort eingezogen zu sehen, wo man so viel hatte leiden sehen.

Doch nicht lange, und dieser Hoffnungs- und Glückstern schien ihnen so schnell untergehen zu sollen, wie er ihnen aufgegangen war.

Auf einem Gastmahl, zu dem auch Romberg geladen war, erzählt Minister Beyme von jenem vorher erwähnten Verrath des Vaters. Romberg greift nach dem Messer, um es gegen des Redners Stirn zu schleudern. Sein Nachbar fällt ihm in den Arm; Romberg beherrscht sich während der Tafel, und um in der Gesellschaft kein Aergerniß zu veranlassen, drückt er sich wartend in eine Ecke des Treppenganges und fordert den Minister bei seinem Vorbeigehen auf Pistolen. Dieser konnte nicht anders, als die Herausforderung annehmen, und so schwebte denn während 24 Stunden das dem Hause Dönhoff so theure Leben in der Gefahr, mitten im Frieden von einer feindseligen Kugel dahingerafft zu werden. Doch warfen sich so bedeutende Männer ins Mittel;

und Beymes Abbitte war so befriedigend für seinen Gegner, daß das Duell beigelegt wurde und man die Hochzeit in Friede und Freude am 14. Mai 1818 feierte.

Karl v. Noeder war der älteste Sohn aus der zweiten sehr kinderreichen und sehr glücklichen Ehe eines biederen, trefflichen invaliden Offiziers. Militär wie alle seine Brüder, hatte er mit seinem Bruder Ferdinand im Jahre 1807 die glorreiche Vertheidigung Kolbergs unter Sneydenau mitgemacht. Den Frieden zum ernstlichen und fleißigen Studiren benutzend, war er bei den ersten Kriegsaussichten im Jahre 1812/13 wieder in die Armee eingetreten und als Adjutant des Generals York gleich in der mörderischen Schlacht bei Kügn, den 2. Mai, schwer durch einen Schuß in das rechte Auge verwundet worden. Er wurde auf einen Karren, der Verwundete vom Schlachtfelde wegführte, geladen und mehr todt als lebendig bis nach Pegaue gebracht. Langsam und kümmerlich war die Genesung des so schwer Blessirten.

Doch als nach dem Waffenstillstande im Juli und August 1813 die Kriegsbrommete wieder erscholl, da war unser Held nicht zu halten. Trotz aller ärztlichen, trotz der Abmahnung aller Freunde eilte er zurück zu seinem General, und mit ihm in die Schlachten und bis nach Frankreich hinein, wo er vielerlei Interessantes erlebte, was ich ihn gern erzählen hörte.

Den 1. Januar 1814 ward Noeder Adjutant bei dem Prinzen Friedrich. Da dieser junge Herr geschont wurde, auch kein Kommando hatte, so befriedigte die Thätigkeit in dieser Stellung unseren Noeder nicht, so daß er beim Ausbruch der Campagne von 1815 sich zum wahren Kerger vieler seiner Freunde in die Linie zurückversetzen ließ.

Nicht lange ehe ich ihn kennen lernte, hatte er eines Morgens mit ganz besonderer Andacht die Poosungen gelesen. Sie lauteten:

„Gieb mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.“ Sprüchwörter R. 23, V. 26. „Mache dich auf und richte es aus, der Herr wird mit dir sein.“ Tief erschüttert ging er an sein Tagewerk, im Herzen hin und her erwägend, ob und auf welche Weise des Herrn Ruf an ihn ergehen würde, bereit, zu folgen, auch auf dem dornigsten Wege. Daß dieser die eben verlassene Laufbahn des Hoflebens sein würde, ließ er sich am wenigsten träumen, und doch war es so. Noch vor dem Abend gelangte die Anfrage an ihn, ob er

sich würde entschließen können, die Adjutantenstelle bei dem jugendlichen Kronprinzen anzunehmen. Der König hatte diesem die Wahl zwischen Koeder und einem anderen Offizier gelassen, und sie war auf Koeder gefallen.

Unser Freund, so vorbereitet, nahm die Frage wie ein Geheiß seines Herrn auf, daß er alle seine Kräfte und seine ihm von Gott verliehene Erkenntniß dem jungen Königssohne widmen solle, dem er wohl bald Freund und Führer sein könne und müsse. In der That gestaltete sich dieses Verhältniß äußerst schön und segensreich und ward ein Vorbild für andere Fürsten und ihre Umgebung.

Wenn Koeder durch seinen ernstesten guten Willen das Beste dazu beitrug, so gehörten doch des Prinzen herzliche Folgsamkeit, seine Anerkennung der Vortrefflichkeit Koeders und seine beispiellose Hingebung dazu, damit Koeders unwandelbarer Ernst, sein unerbittlich strenges Behaupten des rechten, des geradesten Weges dieses Verhältniß nicht störten. So blieb es eine lange Reihe von Jahren hindurch zwischen dem Fürsten und seinem Freunde zu Gottes und der Menschen Freude einzig schön und ganz ungetrübt. Wenn 10 bis 15 Jahre später einiges Fremdartige sich zwischen sie gedrängt hat, so vermochte dies den Grund des Verhältnisses nicht zu erschüttern, die Herzen nicht voneinander zu entfremden, noch weniger sie zu erkalten.

Ich habe selten die Vortrefflichkeit eines bescheidenen Mannes so allgemein anerkannt gesehen und preisen hören, wie bei Koeder. Er heißt in Aller, auch der verschiedenartigsten Menschen Mund: der gute, der excellente, der vortreffliche. Und dennoch gehört er eigentlich zu den bescheidenen und zurückhaltenden Individuen, die oft Vernachlässigung von der Welt erfahren. Sein Aeußeres ist unscheinbar und sehr einfach; der vortreffliche Mann wäre zufrieden gewesen, ganz unbeachtet durch die Welt zu gehen, glücklich im Hinblick auf die Verheißungen des Christenthums, unbekümmert um das, was gemeinhin Genuß genannt wird! Der Sonnenschein in der eigenen Brust würde ihn freudig durch jedes Dunkel des Lebens geführt und ihn für Alles entschädigt haben, was er sonst etwa entbehren mochte.

Allein Gott wollte es anders; er stellte ihn hoch, ließ ihn als Vorbild seinen Zeitgenossen vorleuchten, bescheerte ihm auch später die äußeren Glücksgüter, um der Welt in ihm ein Beispiel zu setzen, wie

man diese benutzen und wie man mit Rath und That Anderen dienen muß. Roeders Wahlspruch war:

„Seid zum Dienst und zum Genuß gleich tüchtig,
Beides ist der Kirche Christi wichtig;
Dient als wie von Stahl und Erz,
Liebet wie ein stiches Herz!“

Die Kinder entwickelten sich in dem Jahre sehr schön. Henriette wuchs zur Jungfrau heran. Marianne war der Liebling des Hauses. Sophie war trotz des in ihr herrschenden und oft in Ungleichheiten hervortretenden Kampfes gegen allerlei Unarten ihrer Natur doch im Geheimen das Herzblatt des Onkels, der Tante. Thora und Klara, dem Geiste nach Zwillingsschwwestern, erheiterten uns durch ihre kindliche Unterhaltung, durch ihre Munterkeit, ihren Sinn für alles Schöne und Edle, der sie dem Vater Alles mittheilen ließ, was sie lasen und lernten, und durch die Wiße Klaras, mit denen sich Thora brüstete, als seien sie die eigenen.

Manche stille Nachmittagsstunde im Familienkreis ward mir zum Feste. Damals theilte der theuere Vater noch Alles mit uns, bis im Frühjahr 1818 der große Wendepunkt eintrat, der ihn seiner Familie Gottlob nicht entfremdete, aber viel entzog.

Vorher habe ich indeß noch Manches zu berichten, wie wir im Ganzen genommen so still und häuslich lebten, wie nur abends zum Thee zuweilen einzelne Bekannte erschienen und ein ernstes Gespräch mit uns führten, oder wie Christian Rantgau Poffen trieb mit den Kindern, mit unserer Legrand, mit mir.

Die Feier des 7. März, Amerikas Geburtstag, unterbrach die Einförmigkeit unserer Häuslichkeit. Christian Rantgau war die Seele des Festes. Ich habe schon erzählt, wann und wie der erste Plan zu diesem kleinen Fest entworfen ward. Die Anordnung stand in genauer Verbindung mit einer pädagogischen Uebung, die in ihrer jedesmaligen Wiederholung den Kindern wie den Eltern zum Fest geworden war. Ich rede von einer kleinen Akademie der schönen Künste und Wissenschaften, deren Sitzungen abwechselnd in den beiden Bernstorffschen Häusern gehalten wurden. Die Zöglinge mußten allerlei mit der Feder, mit Blei oder mit dem Pinsel angefertigte Arbeiten liefern. Es

ward mit ihnen diskutirt und disputirt, und ihre Deklamationen spielten eine große Rolle in diesen Uebungen.

Dies war nun auf die Feier des 7. übertragen worden und gelang recht hübsch, weil die verschiedenen Gaben der Kinder dabei sehr berücksichtigt waren. Noch hallt der Jungfrau von Orleans erster Monolog, ihr Abschied von den väterlichen Fluren, mir in Ohr und Herz wieder. Ich sehe unsere Sophie besonders lebhaft vor mir, wie sie den Helm auf ihr Haupt setzt und in immer steigender Begeisterung die Kriegsdrommete zu hören glaubt, dem Schauplatz entgegenfliegt, auf dem das kleine Ding in der Exaltation dieselben Thaten verrichtet, mit denen ihre große Patronin vor vier Jahrhunderten die Welt in Erstaunen gesetzt hatte.

Henriette dagegen bewegte die Herzen in Wehmuth durch den Monolog der eben auf Momente aus ihrem Kerker befreiten Maria Stuart. Jungfräulich schön nahm sich ihre in Trauergewänder gehüllte Gestalt aus, und das rosige Angesicht, von goldenen Locken umkränzt, blickte gar lieblich aus dem schwarzen Flor des langen Schleiers hervor.

Marianne, das bescheidene Wesen, war nicht zur Uebernahme irgend einer Rolle zu bewegen und ward deshalb nur als Begleiterin der Königin Maria auf die Bühne gebracht.

Unsere jungen Hausfreunde Christian, Eugen und Cajus freuten sich des erwachenden Frühlings mit uns. Einer Promenade tief in den Thiergarten hinein erinnere ich mich mit besonderem Vergnügen. Ich war mit meinen Kindern bis in jenen, damals noch sehr wüsten Theil des Thiergartens gefahren, wohin uns die schönen, großen, an die Heimath erinnernden Buchen immer wieder lockten. Verabredeterweise fand ich meinen Gemahl mit seinen zwei Neffen dort. Wir wandelten in dieser Waldeinsamkeit umher und suchten das mit Holz umfaßte Feld auf, welches wir so besonders liebten. Das Wetter war so mild, die Luft so rein, der Himmel mit seinem tiefen Blau so wolkenlos, die ganze Natur athmete so fühlbar Wärme und Lieblichkeit, und eine Stille umgab uns, als wären wir fern von der großen Residenz. Mein Mann war an diesem Abend innig heiter, voll Scherz und Laune, und ich fühlte mich tief glücklich und befriedigt.

In diesem Frühjahr unternahm Christian Kankau einen Ausflug nach Dresden und der sächsischen Schweiz, von deren Naturwundern er

mir schriftlich und mündlich viel erzählte, wodurch er meine Wißbegierde so spannte, daß ein ähnlicher Ausflug das Ziel meiner Wünsche blieb. So wie ich aber selten im Leben etwas recht lebhaft gewünscht habe, was mir nicht später in Erfüllung gegangen ist, so ging auch dieses Begehren mir gerade zehn Jahre nachher, da mein Wunsch sehr erkaltet war, in Erfüllung! Meine Erwartung war allzu hoch gespannt gewesen, so daß mir die Wunderwerke der dortigen Natur fast nur wie eine Spielerei erscheinen wollten; die romantischen Klippen von geradeaufsteigenden Felsenspitzen erinnerten mich unwillkürlich an Lagen von rohem Kandiszucker.

Das Prebisch-Thor kam mir, so sehr ich es auch bewunderte, wie aus Kork geschnitten vor, und vom kleinen Winterberge herabblickend fragte ich mich, ob ich nicht etwa eine künstliche Landschaft sehe, die aus Pappe, Steinchen, Moos und Sand für ein Tischplateau zusammengesetzt sei, gerade so wie ich sie in meiner frühesten Jugend auf der Tafel meines Großvaters gesehen hatte.

In jenen Zeiten war es nämlich eine Hauptaufgabe des Konditors, immer neue Aufsätze der Art auf die Tafeln der Herrschaft zu liefern. Da fehlte es nicht an rauschenden Wasserfällen von Silberflor und an Flüssen von demselben Material. Alles dies fand ich auch hier wieder vor, in dieser Schweiz en miniature, die ich zwar aufrichtig, aber nicht ohne inneren Widerspruch bewunderte.

Noch ehe Christian Ranzau die ihn so begeisternde Reise nach Sachsen antrat, hatte dieser doch wirklich diskrete und mir in Bescheidenheit ergebene junge Mann mich lebhaft erzürnt, vielleicht um so lebhafter, da ich mir vorwerfen mußte, seinen naseweisen Spaß selbst veranlaßt und daher auf meinem Gewissen zu haben. Ich klagte ihm nämlich halb scherz-, halb ernsthaft eine momentane Geldverlegenheit, durch die das ganze große, ziemlich komplizirte Räderwerk meines Haushaltes ins Stocken gerathen war. Diese momentane Verlegenheit wiederholte sich öfter als billig. Mein lieber Mann wollte nämlich keinen Zweig dieser Wirthschaft verkürzt haben, glaubte aber doch die etwaigen überflüssigen Ausgaben dadurch verhindern zu können, daß er mich stets tage-, oft wochenlang harren ließ, ehe er mir neuen Zuschuß gewährte. Von dem Feststellen eines Budgets, von bestimmten Geldsummen für meine Wirthschaft, ja nur von regelmäßigem Vor-

zeigen meiner sehr genau geführten Bücher wollte er nichts wissen, und so konnte ich wirklich manchmal in eine recht verdrießliche Verlegenheit gerathen, die mir dieses eine Mal jene Klage entlockte. Nur im Vorbeigehen an einer Fensternische geschah diese Mittheilung, begleitet von einer Thräne des Unmuths, die sich aber unter Lachen verbarg. Der impertinente, scherzhafte Nefse reicht mir die Hand und läßt mir in der meinen einen harten Thaler zurück; in demselben Augenblick tritt Eugen Reventlow herein, entrüstet lasse ich das Stück Geld fallen, und Eugen hebt fichernd den blanken, dahinrollenden Thaler auf und reicht ihn mir mit affectirter Devotion hin. Beide Nefsen wurden sehr ungnädig entlassen, und ich blieb ziemlich verstimmt allein und hatte Mühe, mich aus diesem mir so ungewohnten Zustande herauszufinden.

Mit solchen Klagen über häusliche Nöthe schließe ich ungern eine Lebensperiode, die gerade in meiner Erinnerung so schön bezeichnet ist:

mit häuslichem Frieden,
mit häuslichem Stillleben,
mit häuslichem Glücke.

Dieser liebe, schöne Abschnitt meines Lebens umfaßt ein Jahr, das erste in Berlin verflossene Jahr und das letzte in den alten Verhältnissen, die meine häusliche Glückseligkeit in gleichem Maße begünstigten, wie sie ihre Ruhe beschützten.

